



Frankreichs Juden, einst Kern der Zivilgesellschaft, fühlen sich im Stich gelassen: Nach den Anschlägen patrouilliert ein Soldat vor einer jüdischen Schule in Paris. FOTO: JEFF J MITCHELL/GETTY IMAGES

Am vergangenen Wochenende erlebte Frankreich zweierlei: die wohl größten Demonstrationen der Neuzeit und die Bestätigung, dass ein Riss durch die Gesellschaft geht. Die muslimische Bevölkerung blieb den Willenskundgebungen gegen den Terror meistens fern. Das heißt nicht, dass sich keine Muslime unter den Demonstranten befanden. Die islamischen Würdenträger hatten zur Teilnahme aufgerufen. Und zahllose Personen aus muslimischen Familien waren von Anfang an bei den Trauerkundgebungen aktiv. Aber die meisten davon waren Muslime von der Art, wie ich Jude bin, in die Jahre gekommene Atheisten mit Linksdrall. Ich wohne in Paris, aber mein Viertel im volkstümlichen Nordosten der Stadt hat so ziemlich alles zu bieten, darunter etliche „Cités“, ein Begriff, der sowohl die Sozialwohnbauten als auch ihre überwiegend franko-arabischen und franko-afrikanischen Mieter umfasst.

Weil es früher nur wenige Halal-Restaurants gab, besuchten die Muslime koschere Gaststätten

Am Sonntag also strömten die Familien der weißen Mittelschicht zu den Kundgebungen. Nur Leute aus den Sozialbauten waren kaum darunter. Dabei demonstrieren junge Franko-Araber und Franko-Afrikaner ebenso gern wie ihre übrigen Altersgenossen. Bei Schülerstreiks sind sie immer dabei. Aber ausgerechnet diesmal, wo wir sie besonders gern gesehen hätten, ließen sie uns hängen.

Dazu kamen unangenehme Meldungen: dass in einigen Cités Jugendliche Polizeistreifen mit dem Victory-Zeichen empfinden – auch in der Nähe des jüdischen Supermarkts, wo vier Kunden erschossen worden waren. Sie riefen den Beamten Drohungen zu wie etwa „Ihr kommt als Nächstes dran“. Eine Stufe milder erschien da die Haltung der Schüler, die die Schweigeminuten in ihren Klassen mit Pfiffen störten. Wahlweise behaupteten sie, hinter dem Anschlag stünde „ein von Israel gesteuertes Komplott“ oder, es habe gar keine Todesopfer im jüdischen Supermarkt gegeben. Einige Schüler lehnten die Schweigeminute mit der Begründung ab, Charlie

Hebdo habe sich mit den Mohammed-Karikaturen eine solche „Bestrafung“ selber zuzuschreiben.

Nur wenige gingen so weit, und das ist ein Trost. Dass viele muslimische Jugendliche die Mohammed-Karikaturen nicht verwenden konnten, kann ich verstehen. Sie empfanden sie als eine weitere Kränkung ihrer Gemeinschaft – vor allem in Verbindung mit der allgemeinen Diskriminierung, etwa bei der Jobsuche. Und weil sie das Engagement von Charlie Hebdo gegen Diskriminierungen nicht wahrnehmen.

Es gab auch die Klage von muslimischen Jugendlichen, man würde mit zweierlei Maß messen, schließlich versuche die Staatsführung dem franko-afrikanischen Kabarettisten Dieudonné Mbala Mbala einen Riegel vorzuschieben. Am Mittwoch wurde er vorübergehend in Polizeigewahrsam genommen, später wieder freigelassen, aber ein Verfahren wegen „Verherrlichung des Terrorismus“ eingeleitet.

Der Vergleich hinkt freilich: Charlie Hebdo ist ein linkes Pazifistenblatt, das sich gegen jeden Rassismus erhebt, während Dieudonné in seinen stets ausverkauften Auftritten den Holocaust leugnet und mit aggressiven Andeutungen eine potenziell tödliche Hetze gegen Juden betreibt. Am Tag des Pariser Marsches schrieb Dieudonné auf seiner Facebook-Seite, er verstehe sich als „Charlie-Coulibaly“ – der Name des Judenmörders im Supermarkt.

Seit dem Jahr 2000, unter dem Eindruck, besser gesagt dem Vorwand der zweiten palästinensischen Intifada sind Übergriffe gegen Juden stetig angewachsen. Was sich im übrigen Europa im letzten Sommer bei Protesten gegen den Krieg in Gaza äußerte, ist in Frankreich längst ein chronisches Phänomen, das mancherorts eine Vertreibung in Gang gebracht hat.

Frankreich ist jenes Land Europas mit den meisten Juden (geschätzte 500 000) und den meisten Muslimen (fünf Millionen). Beide Gruppen stammen mehrheit-

lich aus den französischen Ex-Kolonien in Nordafrika und leben oft noch in den gleichen Vierteln. Das ging eine Zeitlang gut: Früher, als es noch wenige Halal-Restaurants gab, besuchten Muslime oft koschere Wirtshäuser, weil die jüdischen Nahrungsvorschriften denen des Islams ähneln. In vielen Fällen haben sich unter den älteren Einwanderern Freundschaften erhalten. Und wenn es früher zu Straßenschlachten zwischen tunesischen Juden und Muslimen kam, wie während des Sechstagekriegs 1967 im Pariser Migrantenviertel Belleville, dann standen sich zahlenmäßig vergleichbare Gruppen junger Männer gegenüber, die schließlich vom Pariser Oberabbänder und dem tunesischen Botschafter gemeinsam beruhigt wurden.

Aber inzwischen sind die Juden in diesen Vierteln eine weit unterlegene Minderheit, ihr Einwandererstrom ist versiegt, während die Mehrheit der Muslime zusehends wächst. Die prekären Arbeitsverhältnisse und die Job-Krise haben das soziale Gefüge zerrüttet, die religiöse Radikalisierung hat einen Teil der muslimischen Jugend ergriffen. Die jüdischen Nachbarn mussten sich, wenn sie nicht wegzogen, auf Gelegenheitsübergriffe einstellen. Mal werden sie auf dem Weg zur Synagoge angespuckt, mal wird ein jüdischer Schulbus mit Steinen beworfen, mal prasseln auf einen jüdischen Kindergarten schwere Gegenstände aus umliegenden Hochbauten, sodass die Kinder nicht mehr im Hof spielen dürfen. Die Täter sind fast ausnahmslos junge Muslime.

Aber auch das nach außen hin prägende Erscheinungsbild der jüdischen Gemeinschaft hat sich gewandelt. Mit einer augenzwinkernden Mischung aus jüdischer Alltagsfrömmigkeit und mediterraner Lebensfreude hatten die ersten Generationen der Juden aus Tunesien beispielsweise Belleville zu einem pulsierenden attraktiven Viertel für junge Pariser gemacht. Die Begegnung mit diesem ungenierten Juden-

tum war Balsam für die eher vorsichtigen europäisch-stämmigen jüdischen Familien, die den Holocaust überlebt hatten. Aber inzwischen, als Reaktion auf oder parallele Entwicklung zur Hyperkonnexionalisierung der Muslime, wurde ein beträchtlicher, nach außen hin sichtbarer Teil der jüdischen Gemeinden von der ultrapietistischen Bewegung der Lubawitscher Chassiden erfasst.

Junge Juden wie auch Muslime suchen Halt in klaren Gewissheiten und strengen Regeln

Dass ausgerechnet eine Rigoristen-Bewegung, die auf eine aus der Ukraine stammende Rabbinerdynastie zurückgeht und seit dem Krieg aus New York ausstrahlt, bei jungen Juden aus nordafrikanischen Familien ungemein populär ist, mag paradox erscheinen. Es ist auch seltsam in Synagogen auf die Werke des deutschen Rabbiners Markus Lehmann zu stoßen, der sich im 19. Jahrhundert gegen das liberale Reformjudentum wandte und nach der Einführung der Orgel in der Mainzer Synagoge eine orthodoxe Separatgemeinde gründete. Aber auch europäisch-stämmige Rituale können einen exotischen Charme ausüben, und die jungen Juden, denen die tunesischen Traditionen ihrer Eltern fremd geworden sind, suchen – wie ihre muslimischen Altersgenossen – Halt in einer übergreifenden Gemeinschaft, die Gewissheiten und strenge Anweisungen bietet.

Das hat aber auch Auswirkungen im Kern der französischen Zivilgesellschaft. Bis Ende der 90er-Jahre überzog dort Sympathie mit der jüdischen Minderheit. Aktivisten mit jüdischen Wurzeln waren und sind zahlenmäßig stark vertreten. Nun aber ist diese Szene stärker denn je irritiert durch die israelische Siedlungspolitik und die konfessionellen Sonderwünsche des sichtbarsten Teils der französischen Ju-

den. Während muslimische Eltern fordern, man möge in Schulkantinen kein Schweinefleisch mehr servieren (was häufig de facto bereits geschieht), verweigern jüdische Studenten Prüfungen an allen jüdischen Feiertagen. Oft kommt es zu Arrangements, aber viele Franzosen, und darunter auch die nicht-orthodoxe Mehrheit der Juden, fürchten eine Unterhöhnung der säkularen Republik.

Im selben Ausmaß, wie sich junge Juden hinter strengen Ritualen verschanzen, zogen jüdische Eltern ihre Kinder aus öffentlichen Schulen ab, wo sie Angriffen ausgesetzt waren. Auch jüdische Lehrer suchten Schutz in den rund 700 konfessionellen jüdischen Schulen Frankreichs. Aber dort sind sie besonders gefährdet. Spätestens seit dem Anschlag des jungen Franko-Algeriers Mohammed Merah auf eine jüdische Schule in Toulouse 2012, bei dem drei Kinder und ein Lehrer aus nächster Nähe erschossen wurden, ist den Juden auch klar geworden, dass ihre Nahbereichs-Peinigter zu hochgerüsteten Attentätern werden können. Die Brüder Chérif und Saïd Kouachi, die das Blutbad bei Charlie Hebdo verübten, absolvierten ihre islamistischen Lehrjahre in der Umgebung von Belleville, wo sie ursprünglich einen Angriff auf ein koscheres Restaurant geplant hatten, bevor ihr damaliger Dschihad-Rekrutierer sie überredete, stattdessen in den Irak kämpfen zu gehen.

Diese Bedrohung aus der Nachbarhaft hat nichts mit der französischen Mehrheitsbevölkerung zu tun und alles mit einer Jugendszene an der Schnittstelle zwischen Kriminalität und Dschihadismus – und sie lässt die Juden ans Auswandern denken. Nach dem Massaker im koscheren Supermarkt kam das halbe Regiererteam zur Trauerkundgebung. Premierminister Manuel Valls improvisierte eine Rede: „Der Antisemitismus ist unerträglich. Frankreich ohne Juden wäre nicht Frankreich. Ihr seid die Seele dieses Landes.“ Die Menge rief „Bravo“ und sang die Marsellaise. Dann sagte ein Familienvater: „Ich habe täglich Angst um meine Kinder.“ Valls antwortete: „Man darf keine Angst haben.“ Wer kann das schon?

Danny Leder, Jahrgang 1954, wuchs in Wien auf und ist seit 1982 in Paris als Journalist tätig.

Fromme Fluchten

In Frankreich lebten Juden und Muslime so eng zusammen wie kaum sonst in Europa. Das ist vorbei. Von Danny Leder

Kniefall auf doppeltem Boden

Michel Houellebecqs Roman „Unterwerfung“ erscheint auf Deutsch und wirft ganz neue Fragen auf als vor dem Anschlag

Es ist ein gespenstisches Déjà-vu: Wer Michel Houellebecqs neuen Roman „Unterwerfung“ liest, kommt irgendwann zu der Szene, in der Houellebecqs Ich-Erzähler François an einer verwüsteten Tankstelle Halt macht, vor der eine Leiche liegt. Unmöglich, dabei nicht an die Brüder Kouachi zu denken, die auf ihrer Flucht aus Paris eine Tankstelle überfallen haben. Auf der Flucht ist auch François im Buch, und zwar, den Seitenhieb auf den Islam läss-



„Auch ich bin Charlie“, sagte der 56-jährige Michel Houellebecq nach dem Anschlag auf Charlie Hebdo. Obwohl er seine Werbeauftritte abgesagt hat, wird er am kommenden Montag in Köln aus dem Roman lesen. FOTO: AFP

Houellebecq sich nicht entgehen, in einem VW Touareg. Unruhen erschüttern Paris, nachdem sich abzeichnet, dass Frankreich einen islamischen Staatspräsidenten erhält, der das Land in einen gemäßigten Gottesstaat verwandeln wird – der Roman spielt im Jahr 2022.

Erschienen ist das Buch in Frankreich am Tag des Anschlags auf die Redaktion von Charlie Hebdo. Es war zugleich der Tag, an dem die Zeitschrift mit einer Houellebecq-Karikatur auf der Titelseite aufmachte, die den Star-Autor als derangedierte Knusperhexe zeigt. Weiter hinten im Blatt gab es eine hymnische Rezension des Ro-

mans von Bernard Maris. Maris wurde ebenfalls bei dem Terrorakt ermordet. Houellebecq trauere um seinen Freund, hieß es, als er zwei Tage später abtauchte. Das war vor einer Woche.

Seit diesem Donnerstag nun läuft die Auslieferung der deutschen Ausgabe des Romans (DuMont, 280 Seiten, 22,99 Euro). Die Startauflage von 100 000 ist komplett vorbestellt. 50 000 Exemplare druckt der Verlag bereits nach. Mit größerer Spannung dürfte kaum je eine Neuerscheinung erwartet worden sein – zu Recht, denn man liest dieses Buch zweifellos anders nach den Morden von Paris als zuvor. Auf jeden Fall liest man es politischer, als es vielleicht gemeint war.

Schon vor Erscheinen hatte „Soumission“, so der französische Titel, in Frankreich Debatten ausgelöst. Der Autor spiele mit den Ängsten vor Einwanderung, Islamisierung und dem Gespenst der Selbstaufgabe, war zu hören. Und dass Houellebecq einen „Antizipationsroman“ geschrieben habe. Die Heftigkeit der Reaktionen hängt nicht nur mit der Skandal-Prominenz des Autors zusammen und den Abstiegphantasien, an die er rührt, sondern hat auch damit zu tun, dass er reale Persönlichkeiten mit Klarnamen auftreten lässt. Houellebecq hält in „Unterwerfung“ der französischen Politik und der westlichen Gesellschaft, die an ihrem „atheistischen Humanismus“ zugrunde gehe, einen Zerrspiegel vor. In seiner Zukunftsvision ist der Front National unter Marie Le Pen die stärkste politische Kraft. Um die Machtübernahme der Rechtspopulisten zu verhindern, verbünden sich die Sozialisten mit einer islamischen Partei. François Hol-

lande hat zwei Amtszeiten hinter sich, unter seinem designierter Nachfolger, dem jetzigen Premierminister Manuel Valls, haben die Sozialisten ihr schlechtestes Wahlergebnis eingefahren – eine Häme, für die sich Valls revanchierte, als er vor dem Anschlag sagte, Frankreich sei nicht Houellebecq.

Noch vor einer Woche wirkten viele der politischen Anspielungen wie ein frivoles Spiel. Heute aber wird das Buch in einem Klima gelesen, in dem – wie nach dem 11. September – Ironie neu rechtfertigen muss. Auch Houellebecqs Spott ist plötzlich mehr als das: ein Reservoir für die politische Spurensuche.

Im Buch heißt die dämonische Schlüsselfigur Robert Rediger und ist der neue Präsident der muslimischen Universität Sorbonne. Für ihn Modell gestanden hat unverkennbar der Philosoph Robert Redeker, der wegen islamkritischer Äußerungen 2006 Morddrohungen erhalten hat. Dass Houellebecq als Vorbild für den Chefideologen einer muslimischen Regierung ausgerechnet einen der schärfsten Gegner des Islam wählt, hat natürlich Methode. Auch Redekers Alter Ego im Buch ist ein ehemaliger Rechter und glühender Nietzscheaner, der zum Islam konvertiert ist, weil er sich von ihm die Erfüllung seiner sozialdarwinistischen Ideen erhofft. „Transzendenz ist ein selektiver Fortpflanzungsvorteil“, heißt es an einer Stelle.

Unter der Bedingung, dass François zum Islam übertritt, bietet er dem entlassenen Mittelbau-Professor einen Ruf an die Sorbonne an, verbunden mit dem dreifachen Gehalt und damit der Möglichkeit, mehrere Ehefrauen zu haben, die eine Hei-

ratsvermittlerin gemäß seiner sozialen Stellung für ihn auswählt. Das Bewerbungsgespräch bildet die Coda des Romans, es ist eine Art Gipfeltreffen von Übermensch und Unterhose. Denn während Rediger seine biologischen Thesen ausbreitet, interessiert sich François allein für das Kapitel Polygamie aus dem Leitfadens zum Islam, den Rediger verfasst hat.

Im zur Schau gestellten Anti-Romantizismus steckt eine zutiefst romantische Sehnsucht

Unter den vielen fragwürdigen Figuren in diesem Roman ist der Protagonist François die anfechtbarste. Er, der keine feste Bindung eingehen will, weil er die Idee der romantischen Liebe als Komplementär-ideologie zum herrschenden Konsumismus ablehnt, findet im Islam einfach ein anderes Konsumangebot, auf das er willig eingeht. Durch den libanesischen Caterer und die muslimische Escort-Agentur, die neu aufgemacht haben, ist er bereits auf den Geschmack gekommen.

Genauso wie es auf der individuellen Ebene an der Schwäche François' liegt, dass er sich verführen lässt, kommt auf der politischen Ebene des Buches der Islam nicht gewaltsam durch einen Putsch an die Macht, sondern nach demokratischen Prinzipien, – und diese Verführbarkeit zum Extremismus, das ist es, wovor Michel Houellebecq Roman warnt. Nicht zufällig heißt sein labiler Held François, ein französischer Jedermann. Auch das Modell der Unterwerfung, die dem Roman den Titel gibt, wird explizit genannt. Es ist die 1954

erstmal publizierte „Geschichte der O“, ein Klassiker der erotischen Literatur über die Lust an der sadomasochistischen Unterwerfung. Geschrieben hat sie Dominique Aury unter dem Pseudonym Pauline Réage, und zwar für ihren Geliebten und Arbeitgeber Jean Paulhan.

Paulhan wiederum war das Zentralgestirn des Verlags Gallimard, Treffpunkt der Résistance-Autoren während der deutschen Besetzung. Und in Paulhans Pariser Stadtpalais residiert im Buch nun der Scharfmacher Rediger, ein Kollaborateur neuer Zuschnitts, der die einstige Versammlungsstätte der widerständigen Intelligenz des Landes okkupiert hat.

Houellebecq legt ein fein geknüpftes Netz an Verweisen aus, und man muss diesen Fährten folgen, um die Stoßrichtung zu verstehen. Der Titel „Unterwerfung“, er spielt eben nicht nur an auf Theo van Goghs gleichnamigen Film über die Unterdrückung der Frauen im Islam, sondern zugleich auf den Roman der submissiven O, die sich zur devoten Gespielin ausbilden lässt. François landet bei seiner Unterwerfung weich, lässt sich der Islam doch bruchlos mit seinen erotischen Vorlieben vereinbaren. Aber dass Houellebecq sein Leitmotiv dermaßen sexualisiert, entlarvt seinen zur Schau gestellten Anti-Romantizismus als zutiefst romantische Phantasie.

Letztlich steckt in ihm ein verkappter Idealist, ein Idealist im Gewand des Provokateurs. Und für diesen Idealisten in ihm dürfte die Tatsache, dass die bürgerliche Mitte nach den Bluttaten zusammengezurückt ist und sein Schreckensszenario widerlegt, die beste Bestätigung sein. CHRISTOPHER SCHMIDT

HEUTE

Feuilleton Geschichte in Schwarz und Weiß: Die Ausstellung „Staatsicherheit in der SED-Diktatur“ 12

Feuilleton Was denken Sie über Maschinen, die denken? Künstler und Wissenschaftler antworten 13

Wissen Ein Planet am Limit: Wie die Menschheit ihre Lebensgrundlage riskiert 14

www.sz.de/kultur

Süddeutsche Zeitung eBibliothek

Wahre Lügen

Fünf große Künstlerromane der Weltliteratur



Einmal ist der junge Stephen Dedalus mit seinem Vater im Nachtzug unterwegs nach Cork. Aus der Ecke des Coupés sieht er alle paar Sekunden die Telegrafmasten vorübergleiten. An einen Gott adressiert er seine Gebete nicht mehr, aber die Formeln sind in ihm noch lebendig, und als die Morgenluft ins Abteil dringt, verschmilzt der Rhythmus der Worte mit dem Sekundentakt der Telegrafmasten.

Stephen Dedalus, Held des Romans „Ein Porträt des Künstlers als junger Mann“ von James Joyce, schlägt den Priesterberuf aus und wird am Ende einen Vortrag über die Kunst und die Schönheit halten, der auch ein Loblied auf den Rhythmus enthält. Irland, die Familie, die Religion, all das wird zurückgelassen beim Aufbruch in die Welt der Kunst, der Literatur. Aber entscheidend sind die Telegrafmasten, entscheidend ist, dass die Kunst nicht mit sich allein ist im Künstlerroman, dass er sie nicht anhimmelt, sondern erachtet, bezweifelt, sich von ihr abwendet, ihr nicht traut.

Generationen haben Hermann Hesses „Der Steppenwolf“ als Verklärung des wilden, antibürgerlichen Künstlerlebens gelesen. Aber wer den Roman nun noch einmal liest, aber in ein Spiegelkabinett von Manuskripten, Traktaten und Aufzeichnungen, in denen das Misstrauen gegen die Selbstgewissheit jede Selbstfeier der Kunst zersetzt. Acht Bücher mit grau marinierten Einbänden, auf deren Rücken in Gold auf Blau, „Hermann Hesse“ steht, liest Enrico Türmer in Ingo Schulzes Roman „Neue Leben“ und er schreibt an einer Novelle, die eine DDR-Konversion zu Hesses „Unterm Rad“ oder Musils „Törleß“ werden soll. Aber auch hier ist die Kunst misstrauisch gegen sich selbst – und so ist auch dieser Künstlerroman ein Manuskript-Labyrinth voller Selbstmentis und zugleich völlig Telegrafnenmasten aus den späten Jahren der DDR und des Jahres 1990, ein großes Zeitporträt.

Ob bei Joyce, bei Hesse oder bei Schulze – es wird viel geschrieben, aber die anderen Künste sind stets gegenwärtig, für Stephen Dedalus von Beginn an die Lieder und die Musik, für den Steppenwolf Harry Haller ist der Konzertsaal so wichtig wie die Bibliothek, und das letzte Wort in seinem Roman hat Mozart, Ingo Schulzes Türmer versucht einen Choral von Heinrich Schütz in Prosa nachzubilden. Margriet de Moor stellt Rembrandt ins Zentrum ihres Romans „Der Maler und das Mädchen“, aber nie fällt sein Name. Aus gutem Grund. Er verschwindet in seinem Blick auf die Welt, auf den Anatomen Tulp und auf die junge Mörderin, deren Leiche er nach ihrer Hinrichtung zeichnet: „Nach dem Leben“.

Oft wurde dem Künstlerroman nachgesagt, er handle vom Konflikt zwischen Leben und Kunst. Aber es gibt in ihm kein Leben, das nicht zugleich Kunst wäre. Er ist nicht zufällig mit Labyrinth, Spiegel und Maskenspielen im Bunde. Wer Kerstin Ekmans Roman „Schwindlerinnen“ liest, wird auf eine Schriftstellerin treffen, hinter der eine andere Schriftstellerin steckt. Das Manuskript, das die Verbindung zwischen beiden herstellt, sollte man mit dem Misstrauen betrachten, das man offen herumliegenden Tatwaffen in Kriminalromanen zuwendet. Der Künstlerroman ist ein Meister im Abbau der Illusion, von Worten lasse sich umstandslos auf Taten rückschließen. LOTHAR MÜLLER

sz-shop.de/ebibliothek

Bitte rauchen!

Ein geplantes Rauchverbot in Filmen empört italienische Filmemacher. Die Regisseure, Drehbuchautoren und Produzenten befürchten eine Einschränkung der Meinungsfreiheit. „Wir müssen unser Erstaunen und unsere Sorge ausdrücken“, hieß es in einem Appell in der Zeitung La Repubblica am Donnerstag. Es sei „lächerlich“, wenn man das Leben der Menschen in einem Film nicht mehr darstellen könnte. Das Gesundheitsministerium hatte angekündigt, das Rauchverbot möglicherweise auf Filme und TV-Serien auszuweiten. Auch soll Rauchen im Auto, wenn Kinder an Bord sind, verboten werden. DPA